

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Buchbesprechung: Neuere Schweizer Literatur (Roman und Novelle)

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

als Illustratoren beigestanden, etwas ganz Vorzügliches steht also zu erwarten. Hoffentlich trifft es früh genug ein, um in dieser Num-

mer noch irgendwo gewürdigt werden zu können.

M. W.

Neuere Schweizer Literatur (Roman und Novelle) I.

Die zweite Schweizer Bücher-Woche ist vorüber. Die Schaufenster der Sortimentsbuchhandlungen haben von dem regen literarischen Leben im Lande Helvetien beredtes Zeugnis abgelegt; alte bewährte Namen und junge hoffnungsvolle Talente haben wir auf den Umschlägen der ausgestellten Bücher gelesen, und die Anregung, in dieser Zeit der Selbstbesinnung sich auch auf die schweizerische Literatur zu besinnen, die heimatliche Dichtkunst in erster Linie auf kommende Weihnachten zu berücksichtigen, ist hoffentlich auf fruchtbaren Boden gefallen. Zwei prächtige literarhistorische Werke, von Schweizern herausgegeben, erinnerten an die hohe Blüte unseres deutschschweizerischen Schrifttums im vorigen Jahrhundert: die Neubearbeitung der Baechtold'schen Kellerbiographie¹⁾ und die Ausgabe von Conrad Ferdinand Meyers Nachlaß²⁾. Sie hier ausführlich zu besprechen, fehlt leider der Raum. Aber wir möchten nicht unterlassen, am Eingang in diese kurze Übersicht über die Bücher dieses Jahres auf die zwei monumentalen Werke nachdrücklich hinzuweisen. Ermatingers Keller, dessen erster Band die künstlerisch abgerundete, um wertvolle Forschungsergebnisse bereicherte Biographie enthält, fand kürzlich mit dem dritten Bande, der Briefe und Tagebücher zweitem Teil, ihren Abschluß, und bereits war eine zweite Auflage notwendig, ein Zeichen, welchem Interesse dieses groß angelegte Werk, das auf der soliden Basis von Baechtolds verdienstlicher Arbeit aufgebaut wurde, den schlimmen Zeiten zum Trotz begegnet ist. Und wer C. F. Meyers Kunst verehrt, wird Adolf Frey für seine zweibändige Ausgabe der unvollendeten Prosadichtungen des Altmeisters der historischen Novelle nicht geringern Dank wissen³⁾. Wir besitzen also zwei Weihnachtsgeschenke für die Freunde schweizerischer Literatur, wie sie schöner gar nicht gewünscht werden könnten und über deren Wert eine Diskussion überflüssig ist stehen doch die beiden Dichter am Anfang unserer neuern Literatur, an deren Blühen und regem Leben wir heute teilnehmen dürfen, und wir haben alle Ursache, dankbar zu ihrer lichten Höhe emporzublicken.

Denn seit den Tagen Kellers und Meyers

¹⁾ Emil Ermatinger: Gottfried Keller. Leben Briefe und Tagebücher. Berlin und Stuttgart, Cottas Nachf., 1915/16. — ²⁾ Adolf Frey: Conrad Ferdinand Meyers unvollendete Prosadichtungen, 2 Bde. Leipzig, Haeflers Verlag, 1916. — ³⁾ Weiteres über diese Publikation finden unsere Leser S. 713 ff.

und sicher nicht ohne ihren Einfluß ist im literarischen Leben der Schweiz vieles besser geworden: das Interesse des Publikums ist größer; auch an Begabungen ist unser kleines Land wahrlich nicht arm, und literarische Vereinigungen, Zeitschriften und Tagesblätter haben in Verbindung mit einzelnen Persönlichkeiten vieles dazu beigetragen, den Kontakt zwischen den Schweizern und ihren Dichtern enger zu gestalten. Vielleicht darf in diesem Zusammenhang auch des leider zu früh gestorbenen, liebenswerten Dichters und wohlwollend-feinfühligen Sachwalters schweizerischer Dichtkunst, Fritz Martis, gedacht werden, aus dessen reichem, tiefgründigem und gewissenhaftem Schaffen als Redaktor des Feuilletons der „Neuen Zürcher Zeitung“ Adolf Böttlin eine treffliche Blütenlese herausgegeben hat⁴⁾. Wie manchem jungen Talent hat Marti den Weg in die Öffentlichkeit geebnet! Aber auch — als Mitarbeiter darf ich's ja wohl sagen — wie viele der im folgenden kurz angezeigten Namen haben in diesen Heften der „Schweiz“ gestanden, schon damals, als sie noch nicht den Stempel der Anerkennung auf der Stirne trugen! So ist überall an der literarischen Selbsterkenntnis schon vor dem Ausbruch dieses unseligen Völkerkriegens in unserm Lande wacker gearbeitet worden — denken wir nur noch an Widmanns feinen Geist und gewandte Feder im „Bund“! — und heute, da diese Arbeit mehr und mehr als wirkliche nationale Pflicht empfunden wird, da die Diskussion in Fluss kam über die Frage, ob die Schweiz eine nationale Literatur besitze, ob diese Literatur, ob unsere Kultur überhaupt eine Sonderart ausdrücke, die bei allen Gegenässen zwischen den verschiedensprachigen Landesteilen einigend wirken könne, in einer solchen Zeit gehört es wahrlich zu den Pflichten aller Gebildeten, durch besonders warme Anteilnahme an unserm Schrifttum das Schaffen unserer Dichter zu fördern, damit ihre bodenständige Eigenart in Sprache, Denken und Fühlen im eigenen Volke die Resonanz finde, deren sie bedarf, um bodenständig zu bleiben und nicht aus allzu großer Rücksicht auf einen ausländischen Leserkreis und ein ausländisches Verlagsgeschäft in ihrer Entwicklung gehindert zu werden. Wohl sind starke Naturen dieser Gefahr nicht ausgesetzt; aber bildeten sie nicht stets die Ausnahme? Und vergessen wir nicht,

⁴⁾ „Lichter und Funken“. Zürich, Art. Institut Orell Füssli, 1916. Weiteres darüber S. 716 f.

dass ihr Einfluss auf die Mehrzahl der Leser in der Regel geringer ist als derjenige der andern. Mögen auch die Ideen wohl aus dem Volke selbst in die Literatur eindringen, so wirken diese doch in der Form des Kunstwerkes und in der Fassung und — Modifikation dessen, der sie im Symbol dieses Kunstwerkes plastisch zum Ausdruck bringt, machtvoller auf das Volk zurück, und auch das Umschweizerische, das Fremde gewinnt auf dem Wege der Wechselwirkung zwischen Publikum und Dichter erhöhte Bedeutung für die Gesamtheit wie für den einzelnen.

* * *

Der literarische Büchermarkt dieses Jahres macht im allgemeinen einen recht erfreulichen Eindruck; es geht fast allenthalben in den erzählenden Werken, die uns vorliegen, gut schweizerisch-eidgenössisch zu und her. Kräftige Gestaltung des Erlebten, scharfe Zeichnung der Charaktere und eine künstlerische Behandlung der aus dem uralten Gut der heimatlichen Mundart genährten Sprache geben den meisten Werken ihr literarisches Gepräge.

Diese Eigenart des Stils äußert sich in J. C. Heers neuem Geschichtenbuch „Was die Schwalbe sang“⁵⁾ nicht besonders stark, wie auch dieser Sammelband von verschiedengarteten und verschiedenwertigen Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart gewiß nicht des beliebten Erzählers stärkstes Werk ist und auf besonders hohe literarische Einschätzung Anspruch erheben möchte. Allerlei Selbsterlebtes bietet er; hübsch erzählt er unter anderm das Schicksal eines geistig Armen, der ohne Ehre nicht leben kann, in „Lommo“, sehr ansprechend ist das fröhliche Jugenderlebnis „Wenn ich Herr und Meister wäre!“ — zwischen dieser Erzählung sowie etwa noch der gesinnungstüchtigen Deserteurgeschichte „Zu Straßburg auf der Schanz“ und der etwas gesuchten „Neutralen Rede“ liegt ein weiter Abstand. Das Buch eignet sich besonders gut für die reifere Jugend, weil den Geschichten ein gesunder ethischer Kern innenwohnt und weil sie, jede in ihrer Art, selbst erlebt sind und sich recht anschauliche Darstellungen darunter befinden, wie etwa die lebendig und schön erzählte „Ballonfahrt“.

Eine wesentlich rundere und vom literarischen Standpunkt aus erfreulichere Leistung ist das kleine Bändchen von Ernst Zahn „Einmal muß wieder Friede werden“⁶⁾. Zahn hat sich als Novellendichter eine technische Gewandtheit angeeignet, versteht zu steigern, abzurunden wie wenige. Ihm begegnet es nicht, dass er den Faden verliert, und in ihrem knappen, guten Vortrag ist die No-

velle „Kriegszeit“ eine sehr wirkungsvolle Erzählung, die spannt und fesselt. Nach meinem Gefühl feiner, wenn auch nicht so effektvoll ist die Erzählung eines Herzenserlebnisses zweier junger Menschen, „Kameraden“. Das junge Pärchen, das sich findet, um sich durch den Krieg zu verlieren, der erste und letzte Spaziergang, den sie vor Trienzens Abreise über die Alpiseite unternehmen, die Szene zwischen seiner Mutter und Regula — nach des Kameraden Helden Tod — das alles ist so packend und innerlich wahr gesehen und erlebt, ohne äußere Geste, daß die kurze Erzählung einen starken Eindruck hinterlässt, und daneben steht fast ebenbürtig die — wohl in einen elsässischen Ort verlegte — Novelle (unsere Leser kennen sie aus dem laufenden Jahrgang der „Schweiz“), die dem Buche den Titel gab, gewissermaßen als Symbol der Einsicht, daß wir alle, Freund und Feind, Menschen sind, die sich nicht hassen sollen. Diese alte Mutter Höhe, deren Mann und Sohn von Verrätern gleich zu Anfang des Krieges erschossen wurden, die aber die Tochter ihrer Feinde, der französisch gesinnten Nachbarn, zu sich nimmt, nachdem diese als Franc-tireurs ums Leben gekommen sind — sie ist eine prächtige Gestalt. Sie handelt so, weil sie muß — und die Menschheit Europas wird später auch wieder müssen, von innen heraus: „Hilft die Feindschaft? Sind wir nicht alle, alle Menschen?“ sagt die Alte zur jungen Olivie. Zahns Technik scheint mir in der kurzen Novelle, die er hier bietet, besonders geschickt. Dazu kommt die klare Sprache, die er schreibt, deren Einfachheit und Wohlklang angenehm berührt und die auch in der ersten Erzählung sich dem düsteren Stoff außerordentlich gut anpaßt. Außerdem finden sich in dem Bändchen noch eine Anzahl Zeitgedichte, in denen u. a. die Friedenssehnsucht zum Ausdruck kommt; formschöne Lieder sind darunter, ergreifende Klänge, wie in „Wiegengesang“, „Blätterfall“, den zwei Weihnachtsliedern u. a., wehen uns entgegen, und der warme Herzschlag der Vaterlandsliebe des Schweizers pulst in den Versen, die sich auf die Grenzbefestigung beziehen, wie etwa in „Kanonen donner“ und „Grenzwacht“, um nur zwei zu nennen. Die Ausgabe ist vom Verlag hübsch ausgestattet worden; vielleicht aber wäre es bei einer Neuauflage möglich, in der Inhaltsangabe die Gedichte und die Erzählungen durch irgend ein typographisches Mittel kenntlich zu machen.

Von Ernst Zahn ist nun auch der Roman „Die Liebe des Severin Imboden“ als Buch herausgekommen⁷⁾. Es handelt sich in diesem Werke um einen unbändigen Kraftmenschen, der sich mit eisernem Willen das äußere Glück und den Erfolg zu er-

⁵⁾ Geschichten für Jung und Alt. Stuttgart und Berlin, Cotta'sche Buchh., 1916. — ⁶⁾ Erzählungen und Verse. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1916.

⁷⁾ Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1916.

troßen weiß, dessen Wille aber nicht ausreicht, die lodernde Leidenschaft in seinem Innern zu bezwingen und damit auch das seelische Glück zu erkämpfen. Dieser Sohn der wilden Alpen, dem deutsches und welsches Blut in den Adern rollt, erlebt früh die schwüle Sehnsucht des Geschlechts durch eine unselige Kinderliebschaft mit der Rosi Ramenzind, der frühreifen, sinnlichen Tochter eines Säufers, wird scheinbar geheilt durch ein bitteres Erlebnis mit ihr, findet an der Klosterschule einen Freund, und aufs neue lodert, und diesmal in beiden, die Leidenschaft empor, da sie des welschen Schäfers uneheliche Enkelin Giovannina auf ihren Streifzügen kennen lernen. Ein feines Geschöpf aus edler Rasse, mit karger Bildung, aber von natürlichem Instinkt für das Gute, gehört dieses „Schwäneli“, wie Severins Freund Lüönd den Namen ver-deutscht, zu Zahns besten weiblichen Gestalten, und mit ihr steht und fällt die Wirkung des Romans, der an gut geschauten Einzelheiten keineswegs arm ist. Wie sie vom Großvater vor dem unbändigen Liebhaber und Herrn ins Welsche gerettet wird, sich dort in Sehnsucht nach Severin verzehrt, wie dieser, da sie ihm aus den Augen kam, die Tochter des Geschäftsfreundes und späteren Geschäftsteilhabers Raschein in jäher Aufwallung zum Weib begeht — und doch die Giovannina nicht vergessen hat, wie bei deren Rückkehr und ihres Großvaters Tode Severins Leidenschaft zu ihr aufs neue jäh aufflackert und wie sie in tiefster Herzensnot instinktiv den rechten Weg findet, jetzt, da ihr Geliebter mit einer andern verlobt und ihr Leben für sie wertlos geworden ist — darin liegt meines Erachtens die weitaus beste und stärkste Partie dieses Werkes, ich möchte sagen: der Stoff zu einer tragischen Novelle mit dem Titel „Giovannina“, die Zahn bei seiner starken novellistischen Begabung trefflich und wirkungsvoll hätte erzählen können. Die Mutter Severins und die Schwester, mimosenhafte Naturen, die vor verliebter Zärtlichkeit scheu und erschreckt zurückweichen und für die Art Severins und Lüönds kein Verständnis haben, stehen dem Sohn und Bruder fast feindselig gegenüber — und doch: überall bricht bei der spröden alten Frau die Liebe zu Severin wieder hervor; auch ihre Härte ist im Grunde von der angstvollen Mutterliebe diktiert. Mit dem Tode Giovanninas im brausenden Wildwasser beginnt der romanhaftere zweite Teil. Wohl weiß uns der Dichter das Zustandekommen der Ehe zwischen Severin und Dominika Raschein aus Imbodens Charakter, einem Gemisch von Leidenschaft und Brutalität einerseits und tiefer menschlicher Güte anderseits, glaubhaft zu machen; aber schon die wunderliche fremde Reiterin, die ihn auf die Zartheit seiner Frau aufmerksam macht — was soll dieses „Mädchen aus der Fremde“?

Und dann, nachdem auch die zarte Dominika an ihm zerbrach, diese der Reihe nach erzählten Liebschaften, die lediglich belegen, was wir von Severin bereits wissen! Um uns den Wegzug von Mutter und Schwester aus dem Hause des Unbands innerlich begreiflich zu machen, wäre weniger, zur Vorbereitung auf den Messerstich durch den polnischen Metzger vielleicht etwas mehr nötig gewesen. Ich habe die Empfindung, daß ein rascheres Fortschreiten zur Katastrophen dem Werke zum Vorteil gereicht hätte; denn diese selbst ist trefflich motiviert: die Rettung des Bildes, das den Liebsten eines armen Mädchens darstellt, aus einem brennenden Hause wird Severins Tod. Er weiß und fühlt, was das wertlose Bildchen für die durch den Krieg vom Geliebten Getrennte bedeutet, und kann nicht anders als sein Leben für dessen Rettung opfern. Alles in allem also: der neue Roman Ernst Zahns enthält eine Fülle von packenden Momenten, gut gesehene Gestalten, und seine Sprache ist markig und von herbem Wohlflang; schon um des schönen Erlebnisses mit Giovannina willen verdient er unbedingt, gelesen zu werden, mag auch der Roman-dichter den Novellisten Zahn nicht voll erreicht haben.

Kurz sei auf eine zweite Auflage hingewiesen: Reinrads Lienerts ergötzliche und hübsche Erzählungen „Die Immergrünen“⁸⁾ haben, mit künstlerischem Geschick überarbeitet und um die aus „Schweizererde“⁹⁾, dem ersten Sammelbuche, das der Schweizerische Schriftstellerverein herausgegeben hat, bekannte Geschichte „Der Minneritter auf dem Lande“ vermehrt, soeben den Verlag verlassen und dürfen allen Freunden der sonnigen Kunst des Einiedler Dichters herzlich willkommen sein. Und die drei famosen Geschichten von denen, die das Sprichwort „Alter schützt vor Torheit nicht“ beweisen und gleich für ihre Torheit bestraft werden, seien — nicht nur alten Wittlingen und Junggesellen zur Belehrung! — herzlich empfohlen und zur zweiten Fahrt in die Offentlichkeit willkommen geheißen.

Zu Heinrich Federers fünfzigstem Geburtstag, der ja auch in der „Schweiz“ würdig gefeiert worden ist, hat Hermann Ueller ein ganz famoses Schriftchen¹⁰⁾ herausgegeben. Es belegt und bestätigt, was die Kenner dieser phantasiestarke Poetennatur schon längst wußten, daß Federers Schaffen aus dem unerschöpflichen Quell seines eigenen inneren Erlebens sein Bestes schöpft; das Schwärmen und die Seelenkämpfe seiner Jugendzeit und seiner Amtsjahre im katholischen Pfarrhaus geben ihm

⁸⁾ Karau, S. R. Sauerländer, 1917 (1. Aufl. 1904).

⁹⁾ Frauenfeld, Huber & Co., 1915. — ¹⁰⁾ Heinrich Federer. Zu seinem 50. Geburtstag. Mit Bildnis des Dichters. Heilbronn, Verlag Eugen Salzer, 1916.

den Anstoß zum dichterischen Gestalten. Wer dächte bei der Lektüre des „Mätteliseppi“¹¹⁾ nicht sofort an die „Jungfer Therese“, jenes „Gleichschwer“ in Gestalt einer braven, gesetzten Pfarrerslädchen, wer fühlte nicht aus den Freuden und Leiden des Aloisli Spichtiger den Herzschlag des Dichters heraus, dessen farbiges, fast überreiches Gemälde des Bergvölkleins im kleinen Landsgemeindekanton von dem innern Reichtum an Erlebnissen und Gesichten Federers beredtes Zeugnis ablegt! Da ist in Paul Spichtiger ein genialer Lump mit einer Lebensechtheit vor uns hingestellt, daß wir bewundernd die Schöpfung anstaunen; da steht vor unsern Blicken seine Frau und Gattin, die zu jenen Geschöpfen gehört, wie sie Gottfried Keller in den edelsten Frauenbildern vor uns hinzuaubern wußte; und dieses ungleiche Ehepaar hat einen Jungen, den Alois, der zweifellos von des auf ein Nebengeleise geratenen, willenschwachen, aber phantasieliebenden Vaters Geist einen Hauch verspürt und schwärmt und träumt und sich nur schwer zurechtsfindet in seinem jungen Leben und unter den Menschen seines Heimatdörfleins Saldern. Und die Asketin und Katerin, die Weberin Mätteliseppi, dieses harte, bibelstarke alte Mädchen mit dem starken Glauben und heiligen Eifer, das etwa übers Ziel hinauschießt und einmal gegen Paul und Alois Spichtiger unrecht tut in seiner Selbstgerechtigkeit, was für eine merkwürdige und doch lebendig gesehene Gestalt ist sie! In all ihrer Härte und Nüchternheit weiß sie nicht nur Buße zu tun dafür, daß sie Steine warf, sondern sie weiß das Unrecht gut zu machen, das sie beginnt. Dann der junge Herri mit dem Dämon der Herrschaftsucht und der tödbringenden Krankheit im Leibe, ferner der prachtvolle Eidgenosz Horat, der seine Stellung als Landammann und als Vertreter des Kantons in Bern dem gemeinsamen Vaterland und dem, was er für dieses als richtig erachtet, hintansezst und selbst um seiner Weltanschauung als guter Katholik willen nicht anders als eidgenössisch fühlen und handeln kann — und die vielen andern, ein jeder, genau wie im Leben, mit eigener Physiognomie, mit Tugenden und Fehlern, sie alle zeugen von einer Reife und einem Reichtum dieses Dichters, daß wir fast nicht fühlen, daß die Fülle der Einzelbilder da und dort den Rahmen des Werkes zu sprengen droht und so zur Ueberfülle wird. Federers Dorfbild aber wird uns zum Weltbild; was wir hier im engen Bergtal, bei einfachen Dörflern erleben, ist innerlich nicht etwas örtlich Bedingtes, das nicht Allgemeingültigkeit besäße, weil Federer das Ewigmenschliche in allem erfaßt und herausarbeitet; es ist, als spräche aus seinem

¹¹⁾ Das Mätteliseppli. Eine Erzählung. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1916.

Werke die Volksseele, deren Repräsentant Federer ist, selbst zu uns, nur sonntäglich-feierlich im Wohlklang und Rhythmus seiner dichterischen Sprache, die soviel Eigenart und Bodenständigkeit besitzt, besonders da, wo von den Bergen die Rede ist oder die Freuden und Kummerfälle, die Liebe und der Haß der Kinder zum Ausdruck kommen. Wir können zu seiner Weltanschauung stehen, wie wir wollen: hier, seinem Werke gegenüber, schweigt jede Polemik, fast noch mehr als bei der „Jungfer Therese“, wo wir dasselbe festgestellt hatten; denn auch da, wo er etwa didaktisch wirkt, bleibt er ein Dichter und schöpft aus dem Vollen, und nirgends wird er zum Tendenzschriftsteller, und — das sei hier noch besonders bemerkt, wenn es auch die ästhetische Seite nicht betrifft — ein guter, aufrechter Schweizer hat dieses Buch geschrieben, das an feiner künstlerischer Vollendung zwar die Meisternovelle „Sisto e Sesto“ nicht ganz erreicht, dessen Reichtum und Bedeutsamkeit aber von Federers starker Begabung einen neuen vollgültigen Beweis ablegen.

Gleicht diese Erzählung oft einem sich überstürzenden Bergstrom, der sich nicht in sein Bett zwingen läßt, so könnten wir Alfred Huggenberger's schöne „Geschichte des Heinrich Lenz“¹²⁾ dem ruhig dahinrauschenden breiten Fluß in einem ländlichen, sonnigen Gebiete der Ostschweiz vergleichen. Darin spiegelt sich das Wesen des Volkes, dessen Dichter Huggenberger ist, klar und deutlich, in seinem Tun und Lassen, in Rede und Gegenrede, genau so, wie es lebt und lebt. Wir fühlen, wie sehr dieser Erzähler mit dem Bauerntum verwachsen ist, wie er es in- und auswendig kennt, seine Tugenden und seine Fehler, sein Denken und Fühlen, und das gibt auch dieser neuen Erzählung die unnachahmliche Natürlichkeit und Lebenswahrheit, die dem Dichter in Gerlikon unter den Erzählern von Bauerngeschichten einen besondern Platz in der deutschen Literatur zuweist. Neuerlich einfach, wie die Menschen, die er darstellt, verrät die Sprache doch eine hohe künstlerische Kultur und Reife, und so natürlich alles erzählt wird, soviel kluge Ueberlegung erkennt der geübte Leser in der Art, wie Huggenberger sein Kunstmittel behandelt. Die Geschichte einer Liebe ist's — weiter nichts. Zwei Menschen, der Sohn des Strafenwärters Lenz und seine Jugendfreundin Sabine, die als Kinder einmal beschlossen haben, einander zu heiraten, kommen nicht zusammen, weil er einen „Karakter“ hat und sie im rechten Augenblick stets das rechte Wort nicht findet. Ja, dieser „Karakter“ — dieser bäuerliche Eigensinn, dieses sich Verbohren in gewisse Vorurteile, dieses Nichttunwollen als ob — das zwingt den jungen Heinrich jedesmal, die Arme hängen zu lassen, wenn er sie

¹²⁾ Leipzig, Verlag L. Staedtermann, 1916.

um die Schultern seines Schatzes legen möchte. Und sie, die Spröde, Aufrichtige, Kluge, auch in der Liebe Vorsichtige, die einen Triumph der Huggenbergerischen Kunst in der Charakterzeichnung edler Frauengestalten bildet, sie kann einfach das Wort nicht finden, das ihn und sie glücklich mache. So wird das Leben für beide zur harten Schule der Enttäuschung; er geht an seiner hoffnungslosen Liebe fast zugrunde, und da sieht Sabine, durch schwere Erfahrungen selber geläutert, daß sie einen Teil der Schuld an seinem Elend trägt, und macht es gut. Ohne viel Worte tut sie das und mit dem feinen Herzenstahl einer vornehmen Natur, als die sie Huggenberger mit aller liebevollen Sorgfalt seiner umsichtig-klugen Sprache von Anfang an zu zeichnen wußte. Vielleicht könnte, wenn man nörgeln wollte, behauptet werden, daß die Taten des Hasses und die Anekdoten und Nekdereien, die zwischen den zwei an der thurgauisch-zürcherischen Grenze liegenden Ortsgemeinden vorkommen, im Hinblick auf die Architektur des Ganzen etwas zuviel Raum beanspruchen; aber auch das ist erlebt, auch da hat der Dichter, seit Gotthelf wohl einer der besten Kenner des Bauernstandes, sicher nicht allzuviel dazu oder davon getan — und das Ganze ist eine Bauerngeschichte, nicht wie sie im Buche, sondern wie sie im Leben steht, und sagt: „Seht, so sind wir im Guten und im andern“; aber der optimistische Dichter fügt lächelnd hinzu: „Das Gute wird halt schließlich doch Herr, und der Spätsommer des Glücks hat für geläuterte Menschen seinen besondern Wert“. „Wir bringen es jetzt weiter in der Einigkeit und im Rechtsein zueinander, als wenn wir jung und ungeschult zusammengekommen wären,“ sagt Sabine zuletzt mit Tränen in den Augen zu Heinrich.

Hier ist etwa der Ort, auf das neueste Werk Paul Tilgs einzugehen, das dank der Persönlichkeit des Dichters und dem Problem, das darin zum künstlerischen Austrag kommt, einen besondern Platz in der Literatur unseres Landes beanspruchen darf. Es ist ein Markstein in der Entwicklung dieses scharfsichtigen Entdeckers von Neuland, der als erster das Spekulantenum, das Leben in den Industriezentren unseres Landes gestaltungskräftig darstellte, dessen „Menschlein Matthias“ die Leiden des vaterlosen Kindes und seiner Mutter dichterisch verkörperte und der uns hier den ersten schweizerischen Offiziersroman unter dem Titel „Der starke Mann“¹³⁾ schenkt, indem er zugleich den Kreis der autobiographischen Erzählung verläßt, auf den sich sein bisheriges — trotzdem so vielgestaltiges — Schaffen beschränkt hatte. Bei aller Verschiedenheit des Stoffes und der Form kommt uns bei der Lektüre dieser

Erzählung Kellers „Martin Salander“ in den Sinn, nur daß es sich hier nicht um einen Abschluß, um ein Alterswerk, sondern um ein Entwicklungsstadium handelt. In beiden Fällen aber hat sich ein starker Dichter eines schweizerischen Stoffes bemächtigt, und ernste Sorge um das Geschick des Landes, dessen Sohn er ist, die Feder geführt, und in keinem von beiden Fällen ist ein Leitartikel in Erzählungsform, ein Tendenzwert, sondern ein wirkliches Kunstwerk das Ergebnis gewesen. Aus dem Bauerntum seiner unverdorbenen Heimat hat Adolf Lenggenhager, der schneidige Guide und Oberleutnant, sein Bestes, die kraftstrotzende Gesundheit, die Tüchtigkeit, überommen; aber der junge Korpsstudent hat zugleich jenen verhängnisvollen Geist in sich aufgenommen, der für gewisse Rangstufen einen speziellen Ehrenkodex fordert, und daher ist er auch Berufsoffizier geworden. Er hat in Deutschland den Rastengeist im Offizierskorps kennen gelernt, dem er seine ganze Bewunderung zollt, ist der Sportsfreund eines deutschen Prinzen, und jetzt als Oberleutnant, flotter Reiter und schneidiger Instruktor hofft er durch die Verlobung mit der verwöhnten Tochter eines aristokratischen Obersten, mit Renée Steiger, sein Glück zu krönen und in einer höhern Gesellschaftsschicht das Heimatrecht zu bekommen. Scharf ist der Gegensatz zu seinen Leuten herausgearbeitet, zu dem alternden Viehhändler Lenggenhager, dem pfarrherrlichen Bruder, der Schwester, die einen Bratwurst zum Manne hat, und selbst zur Mutter, die ihren Jüngsten zu verstehen sucht und ihm das höchste Glück wünscht, aber doch nicht begreift, daß er seinem Heim fremder und fremder wird und sich seiner Herkunft schämt. Das macht: Adolf ist seinem Volke fremd geworden; er verachtet mit dem Hause „Zum Frohsinn“ dieses Volk selber. Wie er am Anfang die Bahnhälfte zu überspringen droht, reitet er hochfahrend über alle Schranken des alten Schweizeriums, das gesund und echt, vielleicht etwas konservativ empfindet, hinweg, rücksichtslos Vorrechte des Standes sich anmaßend, die sich mit dem bürgerlichen Empfinden in der Heimat nicht vereinbaren lassen, und das führt bei dem meisterhaft erzählten Offiziersfest, an dem eine deutsche Regimentsmusik mitwirken soll, weil er, Lenggenhager, es so haben will, zur Straßenrevolte, die für den Oberleutnant verhängnisvoll wird. Umsonst warnen ihn seine Kameraden, lehnte der Platzkommandant die Verantwortung für das, was bevorsteht, ab, sprach der sozialdemokratische Sekundarlehrer und Offizier Hösli — das andere Extrem im Offizierskorps — seine Ansicht offen aus, und auch die Rede des echt demokratisch empfindenden Obersten Grismann, der soldatischen Idealgestalt des

¹³⁾ Frauenfeld, Huber & Co., 1916.

Dichters, am Feste selbst vermag des die preußischen Berufsoffiziere in ihren Allüren kopierenden Instruktors Sinnesart nicht zu beeinflussen. Er hat nur ein mitleidiges Achselzucken übrig für Grundsätze, wie: „Eine besondere Offiziersehre wird keiner beanspruchen, der auch im bürgerlichen Leben seinen Mann stellt;“ oder: „Der berüchtigte Rastengeist ist meistens ein Produkt der sozialen Minderwertigkeit“. Wo es für Adolf am gefährlichsten steht, ist er dem Gipfel seines Glücks, der Erringung Renses, am nächsten. Da schießt er auf dem Heimweg von der Villa Steiger einen der heimkehrenden Revoluzzer und Antimilitaristen, der ihn anrempelt, über den Haufen — und wenn er auch nicht einer harten Strafe verfällt: als Instruktionsoffizier wird er abgesägt. Seine Mutter stirbt ... Vier Wochen nach ihrem Tode, den der Gram um ihn beschleunigte, besucht er ein Pferderennen, und hier besiegt sich sein Schicksal. Renses Benehmen gegen ihn, das der Dichter in ihrer Wesensart trefflich vorbereitet hat, wirkt katastrophal auf den Gedemütigten, und statt auf sein gestürztes Pferd richtet er die Pistole auf sich selbst. Er, der zum Dank für alles Gute, was ihm das Vaterhaus „Zum Frohsinn“ gegeben, dieses unglücklich gemacht, auch seine Jugendgeliebte, vollzieht jetzt an sich selber das Urteil. In prachtvoll persönlichem Stil und guter deutscher Sprache erzählt der Dichter diese Offiziersgeschichte; mit erstaunlichem Geschick weiß er im Dialog die schweizerische Ausdrucksweise zu charakterisieren. Technisch ist alles

trefflich angelegt; hinter der scheinbar sorglos dargestalteten Erzählung steht ein Meister der Komposition, und weil dieses Werk kein Tendenzwerk wurde, keine Parteiredede gegen den ungesunden Militarismus in der Form eines Romans, sondern ein wirkliches Kunstwerk, ist es dem Kampfe der Parteien entrückt. Nicht ein „schwarzer Mann“, wie ihn die famose Zeichnung Otto Baumbergers auf dem Umschlag darstellt, ist dieser Lenggenhager, sondern ein Mensch, in dem sich das Gute und das Schlimme einen ungleichen Kampf liefern; er erscheint nicht als der Typus des schweizerischen Berufsoffiziers, sondern als ein einzelner, dessen Verhalten in seinem persönlichen Wesen begründet ist, und deshalb nehmen wir Anteil an seinem Schicksal bis zuletzt. Und wenn auch ein Problem darin verkörpert ist, das heute manchen innerlich beschäftigt, so sind die Vorgänge in Treustadt, das st. gallische und zürcherische Züge aufweisen dürfte, doch stets ein innerlich notwendiges Geschehen von allgemein menschlicher Bedeutung. Es ist das Buch eines Schweizers; für Schweizer ist es vor allem geschrieben. Wir fühlen auch, daß es innerlich erlebt ist, wie alles, was Irg bis heute schuf — und das Meiste hinterläßt außerdem den Eindruck des äußern Erlebnisses; denn alles ist scharf und lebendig gesehen und gestaltet, keine einzige, auch noch so flüchtig auftretende Persönlichkeit ist eine verschwommene Skizze geblieben, und warm pulsiert das Blut in den Adern der Menschen, die Irg vor uns hinstellt.

Hans Müller-Bertelmann.

Trüebosal

Drei Hüener sitzen auf der Stange,
Lönd ihri Chöpf und Flügel hange.
Es rägnet, rägnet Tag für Tag —
Wer da nüd Trüebosal blase mag!

's eint süfzet: „Queg min Chambe-n-a,
's hät bald kei roti Farb meh dra,
Und mini weiche wiße Fäde
Sgehnd us wie dürrí Bohnstäcke!“

's zweit gaggeret: „Au ich wär froh,
Wett's bald emal chli besser cho;
Sorvit i gsehn, kein trochne-n-Egge —
Und da soll me na Eier legge!“

's dritt schüttlet si und streckt de Chöpf
Tüuf i sin brune Fädereschöpf,
Und trotz der Nessi und dem Sturm
Traumts vo me feiße Rägerwurm.

Clara Forrer, Zürich.

Gerechtigkeit im Tod

Geringe und Mächtige

Sind, wo wir sind. Sie baun das ererbte Erdreich —
Doch der Geringe seufzet Tag um Tag und harret
Auf den Abend. Und der Herr rüstet den Abend.

Geringe und Mächtige

Sind, wo wir sind. Der Mächtige teilet das Erdreich,
Und es fallen auf seinen Heckern hundert Geringe;
Aber der Herr leget den Mächtigen zu den Geringen.

Paul Gassert, Zürich.